

Seine Augen weiteten sich, sein Griff lockerte sich. Luft strömte in meine Lunge und erlöste mich von dem beklemmenden Gefühl. Ich hob das Kurzsword und trieb es in Dobrins Brustkorb. Erschrocken starrte er mich an. Das Leben in seinen Augen wurde schwächer, flackerte wie eine vom Wind gepeitschte Flamme. Er röchelte und spuckte Blut, als er ausatmete. Mit einem unsicheren Schritt kam er auf mich zu. Dann schwankte er. Intuitiv streckte ich meinen Arm nach ihm aus und berührte seine Hand. Durch das Loch der Handschuhe nahm ich die Kälte des Todes wahr. Die Berührung von Haut auf Haut erweckte meine Gabe zum Leben. Und bevor ich mich schützen konnte, drangen Dobrins schlimmste Ängste auf mich ein und lähmten mich. Sie beegneten mir als leises Flüstern.

Dorchadas. Sieh dich vor. Dorchadas. Dorchadas. Das immerwährende Echo verwandelte sich in Bilder, die mich unserem König zu Füßen warfen. Sein sonst so schönes und ebenmäßiges Gesicht war zu einer dämonischen Fratze verzerrt. Als er lachte, offenbarte sich eine Reihe spitzer Fangzähne. Er verschlang mich und in der Dunkelheit seines Leibes fand ich den kalten Körper jenes Kindes, das Dobrin versucht hatte zu töten. Dann schwellen die Bilder an und wurden zu Gefühlen. Eisige Kälte und lodender Zorn strömten auf mich ein. Ich fühlte mich wie unter Wasser, strampelte und suchte verzweifelt nach der Wasseroberfläche. Doch die Strömung blanker Angst zog mich mit sich in die Tiefe.

Es war erst vorbei, als Dobrin mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden landete. Ich wachte neben ihm auf und erinnerte mich nicht daran, gestürzt zu sein. Und doch lag ich auf den staubigen Dielen und zitterte. Eine Lache aus Blut breitete sich unter Dobrins Körper aus. Seine Augen blickten starr zur Decke. Mórs Vorsehung hatte sich erfüllt, ich hatte meinen Auftrag erledigt. Das Gefühl von Erleichterung blieb aus, denn auch wenn ich das Leben eines unschuldigen Kindes gerettet hatte, so hatte ich einen Menschen getötet.

Über mir raschelten die Laken. Das Kind richtete sich auf und sah sich in der Enge des Hauses um. Sein Blick fand die leblose Gestalt am Boden und es runzelte die Stirn. »Vater«, sagte es zaghaft, als bemerkte es Dobrin erst in diesem Moment. Und dann begann die Frau zu schreien.

KAPITEL ZWEI



DIE SCHREIE der Frau folgten mir in den heranbrechenden Tag. Über Beryll erhob sich die Sonne und ließ die Nebeldecke, die sich hartnäckig an die Dächer der Häuser klammerte, silbern schimmern. Schweiß rann über meine Stirn, als ich Dobrins schweren Leichnam aus dem Haus zerrte. Auf einem schmalen Grünstreifen am Rand der Straße ließ ich ihn liegen und sah auf ihn herab. Mein Befehl lautete, Dorchadas den Kopf des Toten zu bringen. Ich schloss die Faust um meine Waffe, doch noch immer lähmte mich Dobrins Angst und allmählich überkam mich der Ekel, den ich jedes Mal empfand, wenn ich ein Leben im Auftrag des Königs beendete. Es fühlte sich falsch an, obwohl es das Richtige war. Der König war unser Herrscher, sein Wort war mein Gesetz. Doch tief in meinem Innern sehnte ich mich danach, vor ihm und dem, was er von mir verlangte, wegzulaufen.

Meine Faust öffnete sich und das Schwert fiel zu Boden. Mit der Klinge blieb es aufrecht in der feuchten Erde stecken. Ich wich zurück.

»Was soll das?« Die Stimme, die hinter mir erklang, brach. Ich blickte über die Schulter und sah mich der Mutter des Kindes gegenüber, das Dobrin hatte töten wollen. »Wollt Ihr ihn hier etwa liegen lassen?«

»Was schert es Euch?«, fragte ich sie.

»Was es mich schert? Er ist der Vater meines Sohnes!«

»Er wollte Euer Kind töten«, erinnerte ich sie leise.

»Ihn töten?« Die Frau schnaubte. »Er wollte ihn nicht *töten!*« Sie sagte das, als wäre der Tod nicht das Schlimmste, was Dobrin seinem Sohn hätte antun können. Ich richtete mich auf und trat auf sie zu.

»Was meint Ihr damit?«

Die Frau kniff die Augen zusammen, als suchte sie hinter dieser einfachen Frage eine Falle. Ihr Blick glitt über meine für Raben typische Kleidung und blieb an dem

Zeichen der Gilde hängen. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. »Mein Sohn ist wie Ihr. Giordyn ist begnadet.«

Begnadet? Oder verflucht, schoss es mir unwillkürlich durch den Sinn. »Wie äußert sich seine Gabe?«, fragte ich.

»Er kann den Menschen Schmerz nehmen, indem er sie berührt«, sagte die Frau leise und blinzelte ein paar Tränen weg. »Ich fürchte, dass er diesen dann selbst empfindet. Er ist ein kränkliches Kind, leidet ständig unter Fieber. Kein Heiler konnte mir helfen. Oder vielleicht wollten sie es auch nicht. Die Heiler scheren sich nicht um unsereins. Jeder, der südlich der neunten Straße lebt, ist in den Augen der Obrigkeit Abschaum.« Die Frau schluckte hart, ehe sie fortfuhr. »Ich wollte ihn den Raben überlassen, ihm zu einem besseren Leben verhelfen. Dobrin war dagegen.« Sie lachte trocken auf. »Stand nie zu seinem Kind und wollte ihm dann auch noch Steine in den Weg legen. Aber töten? Töten wollte er Giordyn nicht.«

Nachdenklich strich ich über das Loch in meinen Handschuhen und betrachtete die blutbeschmierte Haut, die darunter zum Vorschein kam. »Und was, wenn ich Euch sage, dass Dobrin seinem Sohn Gift verabreichen wollte? Ich war Zeugin dieses zweifelhaften Handels.«

»Gift?« Die Frau hob eine Braue und sah mich an, als verstünde ich nichts. »In der Phiole war kein Gift. Zumindest keines, das meinen Jungen getötet hätte. Es hätte ihm seine Gabe geraubt.«

»Was sagt Ihr da?« Meine Zunge war trocken und meine Worte waren nicht mehr als ein Krächzen.

»Dobrin wollte verhindern, dass er sich den Raben verpflichtet.« Die Frau betrachtete den Leichnam des Mannes, der ihr ein Kind geschenkt hatte. In ihrer Miene mischten sich verschiedene Emotionen. Angst. Erleichterung. Misstrauen. Trauer. Ich folgte ihrem Blick und war mir sicher, dass meinem Gesicht nichts anderes als Verwirrung abzulesen war.

»Warum hätte er das verhindern sollen?«, fragte ich.

»Sagt Ihr es mir!«, entgegnete die Frau und sah mich an, als wüsste ich mehr als sie. Doch bevor ich eine Antwort finden konnte, unterbrach uns die von Fieber und Schlaf raue Stimme ihres Sohnes.

»Mutter, warum schläft Vater draußen?«

Ein Lächeln, wie es nur ihrem eigenen Fleisch und Blut bestimmt sein konnte, erhellte das Gesicht der Frau. Kaum merklich verblasste ihre Trauer. Im Vorbeigehen nickte sie mir zu, dann verschwand sie mit ihrem Sohn im Haus und ließ mich mit der Leiche seines Vaters zurück.

Mein Befehl lautete, Dorchadas Dobrins Kopf zu überbringen. Doch ich konnte nicht gehorchen, wenn sein Sohn aus dem Fenster sah und mir dabei zuschaute, wie ich die Leiche seines Vaters schändete. Ein paar Straßen entfernt fand ich einen der Soldaten des Königs. Ich meldete ihm Dobrins Tod, verschwieg aber, dass ich diejenige gewesen war, die ihn herbeigeführt hatte. Die Konsequenzen würde ich zweifelsohne tragen müssen. Später.

Die Gilde der Raben zählte zu den ältesten Gemeinschaften des Landes. Seit vielen Jahrhunderten schützten sie den obersten Herrscher unseres Reiches. Es war die größte Ehre, in die Dienste des Königs zu treten. Warum sollte das jemand seinem eigenen Kind verwehren? Noch dazu war Dobrin selbst Teil des Hofes gewesen. Nichts, was in der letzten Nacht geschehen war, ergab einen Sinn.

Fast floh ich vor meinen düsteren Gedanken durch die Stadt. Doch sie ließen mich nicht los und als ich das Badehaus der Gilde betrat, hallten die Schreie der Frau von den Decken wider.

Heiße Quellen speisten die Wannen und sorgten für einen diffusen Nebel in der gesamten Halle. Um diese Zeit waren die meisten Becken leer. Mir begegneten Isla und Shona, zwei Raben, die ihren Eid wenige Jahre vor mir abgelegt hatten. Leise kichernd planschten sie im Wasser. Wenn man sie dabei erwischte, wie sie die reinigenden Quellen für ihre Plaudereien missbrauchten, würden sie für die nächsten Monate zum Küchendienst verdonnert werden. Mir war es gleich, ob sie sich in den heiligen Becken ihrem Glauben oder ihrem Tratsch widmeten, und ging weiter. Ich steuerte auf die Bassins am anderen Ende der Halle zu, wo ich ungestört war. Ich löste die Klammer meines noch immer feuchten Umhangs. Er fiel mir von den Schultern und befreite mich von einer Last, die ich kaum mehr wahrgenommen hatte. Hinter einem der riesigen Pfeiler entkleidete ich mich und trat an den Rand des Beckens. Ich ballte die Hand zur Faust und machte das Zeichen des Königs, indem ich sie gegen meine Brust presste. Dann murmelte ich eines der Gebete der Königstreuen. In meiner Zeit als Novizin hatte mich das Ritual mit Hoffnung auf Vergebung erfüllt. Doch ich hatte begriffen, dass ich niemals Vergebung erfahren würde, weil ich mich selbst für meine Taten verurteilte. Niemand konnte mich von meinen Sünden freisprechen – nicht einmal der König, solange ich mir selbst nicht vergeben konnte.

Ich stieg in das dampfende Wasser. Sofort vertrieb die Hitze die klammernde Kälte der letzten Nacht aus meinen Gliedern. Ich tauchte unter, bis die Erinnerungen an die jüngsten Geschehnisse verblassten und ich einzig die Schwere des Wassers auf meiner Brust spürte. Mit einem der Schwämme wusch ich mir das fremde Blut vom Körper. Ich

schäumte mein Haar und massierte ein paar Tropfen Rosenöl hinein, bis der Geruch nach Tod endgültig aus meiner Nase verschwand.

Nach einer Ewigkeit, die ich im Wasser trieb, öffnete ich die Augen und starrte hoch zu dem Gewölbe, das sich über mir spannte wie der pechschwarze Himmel. In dem Badehaus der Gilde herrschte unendliche Nacht. Nach jedem Befehl des Königs suchte ich hier Zuflucht und wusch die Schuld ab, die ich auf mich geladen hatte. Doch was ich auch tat, die Heiligen Quellen hatten auf mich nicht die gleiche Wirkung wie auf andere Raben. Ich fühlte mich beschmutzt.

Resigniert stieg ich aus dem Becken, trocknete mich ab und schlüpfte in eine saubere Tunika und Hosen. Mit dem Bündel blutverschmierter Kleider unter dem Arm verließ ich das Badehaus und trat in den wolkenverhangenen Tag. Nach der Hitze des Wassers kam mir der Wind ungewöhnlich eisig vor. Ich hastete einen Pfad entlang, der sich in schmalen Windungen über den Berg schlängelte.

Das Gelände der Gilde schmiegte sich in westlicher Richtung an den Palast des Königs und umfasste mehrere frei stehende Gebäude. Um die Raben vor den neugierigen und in den letzten Jahren immer zornigeren Blicken der Bewohner Berylls zu schützen, schirmte uns eine hohe, von Efeu überwucherte Mauer ab. Durch die natürlichen Gegebenheiten des Berges, auf dem Beryll errichtet worden war, war das Gelände durch Gefälle geprägt. Das größte Gildengebäude thronte auf einer vorspringenden Felsformation. Einerseits hatte man von hier aus einen beeindruckenden Ausblick auf die sich ausbreitende Stadt und die darunter liegenden Wiesen und Wälder. Andererseits konnte man es von überallher sehen. Hinter der Fassade aus schwarzem Schiefer und dunklem Holz verbarg sich die große Halle, in der wir uns zu jeder Mahlzeit und für Versammlungen trafen. Es gab einige Unterrichtsräume und die Unterkünfte der vier Ältesten sowie des Maesters, dem Oberhaupt der Gilde. Von außen wirkte es durch mehrere Türme und Anbauten wie die Miniatur eines Schlosses, das zwar im Schatten des königlichen Palastes stand, jedoch nicht weniger imposant war. Wir hatten ihm den liebevollen Namen Rabenhalle gegeben. Nicht weit davon entfernt lagen unsere Quartiere. Ein von wilden Rosenbüschen gesäumter Kiesweg führte mich zu dem Gebäude, das ich mein Zuhause nannte, seit ich als Kind in den Dienst der Gilde getreten war.

Auf halber Höhe begegnete mir Callahan, einer der vier Ältesten der Gilde. Er war ein von den Jahren gebeugter Mann mit dichtem und vollem Bart, sein Kopf war kahl und glänzte. Er begrüßte mich mit dem Zeichen des Königs. Ich antwortete auf gleiche Weise, ballte die Faust und führte sie zur Brust. Dabei bemerkte ich die dunklen Halbmonde unter meinen Fingernägeln. Abrupt blieb ich stehen, öffnete die Hand und starrte sie an. Callahan musterte mich neugierig.